

Bert G. Fragner:

**Persien – ein Land, reich wie ein Kontinent
an Vielfalt und an Widersprüchen**

(Vortrag am 22. April 2013, Kepler Salon Linz)

Sobald – wo auch immer, bei wem auch immer – die Rede auf „Iran“ oder „Persien“ kommt, kann man wiederholt hören: „Ja, Iran – ja, die Perser (oder Perserinnen) – das ist ja ein ganz besonders Land, das sind ja ganz besondere Leute, immer ein bisschen anders als Andere!“

Ich erinnere mich an einen Tag im Juli 1962, als ich als noch sehr junger Wiener Student der Orientalistik, in einem Autobus aus der osttürkischen Stadt Erzurum kommend, an der türkisch-iranischen Grenzstation Dogubayazit/Maku zum ersten Mal iranischen Boden betreten habe; schon seit geraumer Zeit auf einen höheren Zollbeamten wartend, erhoben sich plötzlich miteinander leise und gelassen plaudernde Männer sich leicht vorbeugend von ihren Sitzen, als besagter Beamter an uns vorbei schritt, sie standen nicht aufrecht stramm, sondern setzten sich nach kurzem Zögern wieder nieder. Diese Geste, die überall anders als unterwürfig gewirkt hätte, war hier gelassen und würdevoll. In seltsamer Balance zwischen Ehrerbietung und Bewahrung der eigenen Würde hatte ich das vage Gefühl, hier Zeuge eines Höflichkeitsspiels geworden zu sein, das anders als alles war, das ich auf diesem Gebiet bis dahin kennen gelernt hatte. Ich erfuhr später Vieles über einstiges persisches Hofzeremoniell, über persische Höflichkeitsformen und vor allem, dass diese Formen sogar noch unter Menschen einfachster Herkunft so gut wie nie eingleisig und eindeutig sind, sondern immer auch ein ganz kurzes Theaterstück, ein „Minimaldramolett“ sozusagen, enthalten.

Dieses „Anders Sein“ zieht sich wie ein roter Faden durch Persiens Kulturgeschichte: Linguistisch gesehen liegt das indoeuropäische Persische gemeinsam mit einigen kleineren Sprachen der sogenannten „iranischen“ Sprachfamilie inmitten der turksprachigen Gefilde der Türkei und Zentralasiens, wird im Süden vom Arabischen umfasst und ist sprachgeschichtlich weitläufig mit den sogenannten „indoarischen“ Sprachen des Subkontinents

ursprungsverwandt. Im Kaukasus ist es dem gleichfalls indoeuropäischen Armenischen und den ganz andersartigen kaukasischen Sprachen benachbart. Wiewohl das Persische als indoeuropäische Sprache strukturell eher dem Deutschen als dem semitischen Arabischen ähnelt, waren die Iraner in der Geschichte die ersten nicht arabisch-sprachigen Muslime, die das arabische Alphabet für die Schreibung ihrer eigenen Sprache übernommen und ihr angepasst haben. Die Perser waren und sind zwar mehrheitlich Muslime; in den letzten vier bis fünf Jahrhunderten fallen sie durch den Umstand auf, dass sie überwiegend Anhänger einer anderswo eher minoritär vertretenen Spielart des Islams sind – der sogenannten „zwölferschiitischen“ Richtung dieser Weltreligion. Wichtige Theologen, bedeutende Grammatiker des Arabischen und eine Reihe hervorragender Philosophen der Islamischen Welt waren Iraner – etwa die aus Mittelasien und Ostpersien stammenden Weisen Abu Ali ibn Sina (bei uns als „Avicenna“ bekannt) Farabi, Al-Ghazali und Al-Chorazmi, ein Mathematiker, der seinen Namen dem Begriff „Algorithmus“ gegeben hat. Die Osmanen haben große Teile ihrer Reichskultur Jahrhunderte lang aus Persien entlehnt; der persische Dichter Jalâloddin Rumî wurde zu dem vielleicht wichtigsten spirituellen Stichwortgeber der osmanisch-türkischen Kultur. Im 18. Jahrhundert war die damals osmanische Stadt Sarajevo zeitweilig als das bedeutendste Zentrum der Pflege der Werke des persischen Dichters Hâfez außerhalb Irans. Dennoch blieb das Land für osmanische Reisende früherer Jahrhunderte geheimnisvoll und nicht geheuer: „Wenn Du erst einmal Persisch zu lernen beginnst, hast Du schon die Hälfte Deines Glaubens aufgegeben!“ sagte ein einst vielzitiertes türkisches Sprichwort, das wohl in milder Satire auf die metaphorische Vieldeutigkeit der persischen Lyrik anspielte, deren Pflege für jeden Gebildeten des Osmanischen Reiches jahrhundertlang unerlässlich war.

Im vielsprachigen Indischen Subkontinent galt das Persische bis ins 19. Jahrhundert als die allgemeine Verkehrssprache nicht nur für Muslime und Hindus, und Iran galt vielen Indern lange Zeit als das Epizentrum verfeinerter Kultur und Mode. Die einstige Perle Indiens, Kaschmir, über das ein Mogulherrscher einmal (auf Persisch) dichtete: „Und gäb´s auf Erden hier ein Paradies, dann wär´ es dies, dann wär´ es dies, dann wär` es dies!“ – eben

dieses Kaschmir trug noch in den Vierziger Jahren des letzten Jahrhunderts den zärtlichen Beinamen „Kleines Iran“.

Als ein mongolischer Groß-Chan – ein Enkel Tschinggis Chans – im dreizehnten Jahrhundert ein Sendschreiben an Papst Innozenz IV. abschickte, wurde dieses auf Mongolisch geschrieben und, damit der Adressat es auch recht verstünde, in die Sprache übersetzt, in der die mongolischen Weltherrscher mit ihren westlichen Nachbarn diplomatisch zu verkehren pflegten: Persisch. Noch Generationen später sollten es ihnen die chinesischen Kaiser gleich tun, es sind sogar diplomatische Korrespondenzen mit Siam bekannt, die auf Persisch abgefasst wurden. In Beijing hegte man einigen Unmut darüber, dass auf solche Briefe keine Antworten kamen – kein Wunder, den Siamesen war Persisch unbekannt. Da darf es uns letztlich nicht verwundern, dass der berühmteste westliche Reisende in das damals mongolisch beherrschte China, der Venezianer Marco Polo, sich mit seinen Persisch-Kenntnissen erfolgreich über den gesamten asiatischen Kontinent hinweg bis an die Gestade des Stillen Ozeans durchschlagen konnte.

In der islamischen Kultur des Mittelalters gab es zwei wichtige Bereiche der Seefahrt, die wir üblicherweise als die „Arabische“ zu benennen pflegen. Wir wollen hier nicht weiter über das Mittelmeer reden. Im Indischen Ozean war die Schifffahrt der Muslime Jahrhunderte lang persisch geprägt. Der Persische Golf fungierte als ein riesiges Hafenbecken: Den Kalifen der sogenannten Abbasidendynastie, die von vom 8. bis zum 13. Jahrhundert ihre Residenz in Bagdad hatten, diente die irakische Stadt Basra als ihr Haupthafen. Der wichtigste Handelsumschlagplatz war jedoch die am Persischen Golf gelegene, heute verlandete und verfallene Stadt Siraf – das arabisch-persische Wort für „Geldwechsler“, „sarrâf“, leitet sich direkt vom Namen dieser Stadt ab. Da war es auch kein Wunder, dass für lange Zeit das Persische als Matrosensprache fungierte und bis heute viele navigatorische Begriffe im Arabischen persischer Herkunft sind. Eine der berühmtesten Figuren der Märchensammlung 1001 Nacht, „Sindbad der Seefahrer“, trägt einen persischen Namen, persisch ist die märchenumwobene Stadt „Daryâbâr“, zu der er segelte, und persisch ist auch der Name der realen ostafrikanischen Stadt, die das Zentrum des Sklavenhandels im Indischen Ozeans bildete: „Zanzibar“ geht zurück auf Persisch „Zanjbâr“ – „Sammelplatz der schwarzen Sklaven“; und eine an der

ganzen ostafrikanischen Küste verbreitete Gruppe von seefahrenden muslimischen Kaufleuten trug den Familiennamen „Shirâzi“ („Leute aus der südpersischen Stadt Schiras“), ein Name der dort auf Hunderten von Grabsteinen bis heute gefunden werden kann – allerdings nicht nur in Ostafrika, sondern auch in Indien, in Myanmar, Malaysia und sogar in einer Reihe von chinesischen Küstenstädten. Das gilt nicht nur für „graue Vorzeit“: als 1964 in Zanzibar nach dem Ende des britischen Kolonialregimes eine revolutionäre Regierung gebildet wurde, lag diese für einige Zeit in den Händen einer so genannten „Afro-Shirazi Party“.

Das kaukasische Georgien stand nicht nur Generationen hindurch unter direkter politischer persischer Oberhoheit. Viele Traditionen Georgiens in alltäglicher Lebensführung und in literarischer Hinsicht waren starken iranischen Einflüssen ausgesetzt. Erst ab dem 18. Jahrhundert hat sich das Persische aus seinen asiatischen Verflechtungen zurückziehen begonnen – hauptsächlich unter der wachsenden globalen Dominanz westlicher Kolonialmächte. Russland hatte sich Anfang des 19. Jahrhunderts fruchtbare und wirtschaftlich wertvolle Provinzen Persiens im Nordwesten des Landes angeeignet, und das Land geriet in den Sog der beiden europäischen Großmächte England und Russland in ihrer Rivalität um die Vorherrschaft in Asien – dem berühmten, sogenannten „Great Game“.

Selbst in geologischer Hinsicht hat Iran eine besondere Position: Obwohl unmittelbar neben Anatolien und der sogenannten Arabischen Platte gelegen, bildet es, umgrenzt vom Kaukasus dem Pamir und dem Tienschan-Gebirge, den westlichen Teil einer anderen kontinentalen tektonischen Platte, die herkömmlich die Namen dreier Länder als Bezeichnung führt: „Persien – Tibet – Burma“.

Überhaupt hinterlässt das Land oft den Eindruck, es handle sich hier weniger um ein Land, sondern um einen ganzen Kontinent, nicht so sehr unter Aspekten seiner territorialen Ausdehnung, als unter solchen der naturräumlichen, biologischen und kulturlandschaftlichen Vielfalt. Verweilen wir ein wenig bei diesen Begriffen.

Das Zentrum Persiens bildet das sogenannte „Hochland von Iran“, ein Plateau, dessen durchschnittliche Höhe mehr als 1200 m über dem Meeresspiegel

ausmacht. Der hochgebirgige Westen dieses Plateaus wird im Osten von zwei Wüstentypen abgelöst – der „Kavir“, die sich durch hohen Salzgehalt im Boden auszeichnet, und die daran schließende Sandwüste „Lut“. Die dort herrschende Sommerhitze wird vor allem im Westen und Nordwesten durch eiskalte, kontinentale Winter konterkariert – in der westiranischen Stadt Hamadan werden alljährlich Tiefsttemperaturen von unter 20° minus registriert! Während das zentrale Hochland durch permanenten Wassermangel gekennzeichnet ist, präsentiert sich die Südküste des Kaspischen Meeres als eine subtropische, feuchte Landschaft, die in nichts an die Verhältnisse im Binnenland erinnert. Die Trennmauer dieser beiden Klimazonen ist das Alborz-Gebirge, dessen höchste Erhebung, der Vulkan Damâvand, bis an 6000 m heranreicht. Auch den südlichen Rand des Hochlandes bildet ein Gebirgszug, das Zagros-Gebirge. Südlich davon liegen die Gestade des Persischen Golfs, deren heißes Klima durch die Arabische Halbinsel bestimmt wird.

Das zentrale Hochland ist karg und oft steppenhaft bewachsen, mit ständigen Übergängen zu Wüstenlandschaften. Der gebirgige Nordwesten hat eher kaukasischen Charakter, während das Kaspische Tiefland – eine Depression von bis zu 30 m unter dem Weltmeeresspiegel – in üppigem Grün erstrahlt: Citrus- Reis- und Teekulturen kennzeichnen den landwirtschaftlichen Charakter dieser Zone, begleitet von vielfältigen Obstkulturen und reger Fischereitätigkeit. Die großen Störfischarten – Lieferanten des sogenannten „russischen“ Kaviars – sind an der kaspischen Südküste beheimatet, hierher kommen sie (genauer gesagt, kamen sie bis in jüngste Zeit) jedes Jahr zum Laichen. Solange die Kaviarfischerei auf Iran und die ehemalige Sowjetunion beschränkt war, konnte streng auf ihre Arterhaltung geachtet werden; seit der unkontrollierten Fischerei in einigen sowjetischen Nachfolgestaaten sind manche Arten heute im Aussterben begriffen.

In den Urwäldern der Kaspischen Zone lebten noch bis in die 60er Jahre die sogenannten Kaspischen Tiger; im Hochland gab es einst den Persischen Löwen, dessen letzte Bestände heute nur noch in indischen Reservaten anzutreffen sind. Die für Kreta und einige Mittelmeerinseln bekannte Bezoarziege, Urform unserer Hausziegen, wird von den Engländern nicht zufällig „Persian ibex“ genannt! In den Wüsten und Bergen Irans können zweierlei Leopardformen angetroffen werden. Noch gibt es wilde Geparden,

neben dem Europäischen Luchs und der Europäischen Wildkatze im Norden gibt es auch entsprechende Wüstenkatzen, etwa den Karakal und diverse asiatisch-afrikanische Wildkatzen. Wölfe und Schakale sind allgegenwärtig, eine Besonderheit ist der höchst selten gewordene „Persische Halbesel“, der Onager des Alten Testaments, eine rare, elegante Equidenart. Wir finden diverse Marderarten – etwa Dachshund und Honigdachs –, außerdem ozeanische Meerestiere im Süden und spezielle kaspische Arten, etwa den Kaspischen Seehund. Der sogenannte Mesopotamische Damhirsch galt lange Zeit als ausgestorben, bis in Südwestpersien 1957 eine kleine Herde entdeckt wurde; in Iran, in Deutschland und in Israel bemüht man sich heute um seine Erhaltung. Auch in der Vogelwelt begegnen wir dem typischen Artenmix von europäischen, zentral- und südasiatischen Spezies, Gleiches gilt für die Reptilien.

Der natürlichen Vielfalt steht ein breites Maß von Diversität traditioneller Kultur- und Gesellschaftsformen gegenüber, das sich auch in der Vielfalt herkömmlicher Sprachen äußert. Etwa 50 % der Bevölkerung sind einsprachig, sprechen also ausschließlich Persisch. Die zweitstärkste Umgangssprache ist das aserbaidshanische Türkische, am Persischen Golf ist Arabisch weit verbreitet, in Westpersien das Kurdische, im Südosten des Landes leben grenzüberschreitend Stämme der Belutschen, im iranischen Nordosten vermutlich genauso viele Turkmenen, wie in dem Land Turkmenistan selbst.

Im kaspischen Norden werden nicht nur sehr eigenartige und sprachwissenschaftlich faszinierende Dialekte des Persischen gesprochen, die traditionellen Lebensformen unterscheiden sich sehr stark von dem Leben der Sesshaften im Rest des Landes. Auf die Verbreitung des Aserbaidshanischen (im alltäglichen Sprachgebrauch ist in Iran meist vom „Türkischen“ die Rede, das sich jedoch von der Staatssprache der Türkischen Republik unterscheidet) war schon die Rede. Wir hören diese Sprache keineswegs nur in den „aserbaidshanischen“ Provinzen im Engeren an: Selbst in Teheran ist sie weit verbreitet, Schätzungen nehmen für die Hauptstadt wenigstens ein Drittel der ganzen Einwohnerschaft an, und für das ganze Land schwanken die Vermutungen zwischen 20 und 30 %. Türkische Idiome treffen wir aber nicht nur bei Bauern und Städtern an – deren Regionalkultur sich von den primären Persischsprechern nicht sonderlich unterscheidet. Es gibt aber eine Reihe von

überwiegend turksprachigen Nomaden, die herkömmlich in Stämmen organisiert sind. Im Süden des Landes sind die sogenannten Qashqâ'i besonders bekannt geworden – ihr persischsprachiges Nachbarvolk mit ganz ähnlichen Lebensformen sind die Bakhtyâren. Auch die Belutschen sind tribal organisiert, gleiches gilt für die Turkmenen. Belutschen und Turkmenen sind überdies in ihrer größten Mehrzahl nicht schiitischen, sondern sunnitischen Glaubens. Das gilt auch für nicht wenige Kurden. Das Türkische der Qashqâ'i, vor allem aber die Sprache der Turkmenen unterscheidet sich stark von dem Aserbaidschanisch-Türkischen. Die Nomaden des Hochlandes verwenden herkömmlich schwarze Zelte aus Ziegenwolle, wie sie in Vorderasien oft anzutreffen sind. Im Turkmenengebiet bekommt man plötzlich den Eindruck, sich im tiefen Innerasien aufzuhalten: Allenthalben treffen wir auf runde Filzzelte, die bei uns üblicherweise als „Jurten“ bekannt sind.

Die Geschichte des Siedlungswesens und der Städte des Landes ist seit Jahrtausenden mit seiner Wasserwirtschaft verbunden. Standorte von Städten haben seit der Frühgeschichte oftmals bis heute überdauert, selbst wenn die Städte selbst ihre Namen und Erscheinungsbilder gewechselt haben sollten. Das hängt mit zwei historischen Faktoren zusammen: Das Stichwort „Wasser“ ist schon gefallen: Ohne die Versorgung ihrer Einwohner mit Wasser kann keine Stadt bestehen. In Iran bedeutet manchmal eine Lokation an den nicht allzu häufigen wasserreichen Flüssen des Landes. Darüber hinaus wurde im Iranischen Hochland schon vor vielen Jahrtausenden eine eigenartige Form der Wasserversorgung erfunden: Entlang der zum Binnenland hin abfallenden Berghänge wurden von Spezialisten im Erdreich wasserundurchlässige Bodenschichten ausgemacht, an denen unterirdische Kanäle, schmale Tunnels, auf eine Weise angelegt wurden, dass viele solcher Gänge eingesickertes Schmelzwasser sammelten, zu einem unterirdischen Zentralkanal führten und schließlich an der End-Stelle des Kanalsystems das ganze Jahr hindurch Wasser abgeben konnten. Für diese manchmal viele Kilometer langen unterirdischen Kanalsnetze wird der Begriff „qanât“ (arabischen Ursprungs) oder das ursprünglich iranische Wort „karez“ (oder „kariz“) verwendet. Diese „Erfindung“ ist nicht nur im heutigen Iran und in Afghanistan in Gebrauch, wir finden sie auch in Westchina und zuweilen in Indien. Im islamischen Mittelalter wurde sie nach Nordwestafrika „exportiert“, von wo sie auch auf die Iberische

Halbinsel übernommen wurde. So kommt es, dass es rund um Madrid, „qanâte“ gibt, und dass die Konquistadoren diese Technik sogar bis in die Neue Welt vermittelten! In Mexiko gibt es bis heute noch funktionierende „qanâte“ persischen Typs. Tief in vorislamischer Zeit wurden derartige Anlagen auch dann und wann von den Römern übernommen, wovon der heute noch existierende, etwa 600 m lange sogenannte „Ratschpätzer“ zeugt – ein „qanât“ mitten in Luxemburg!

Zurück zur Frage nach den Standorten von Städten: Ohne günstige Flusslage beziehungsweise ohne Anlage eines stabilen, entsprechend wasserreichen „qanât“-Systems waren Städte nicht möglich. Wo sie erst einmal existierten, wurden ihre Standorte oft über viele Jahrhunderte, ja sogar Jahrtausende beibehalten.

Ein anderes Kriterium für die Anlage vieler iranischer Städte war die Lage an günstigen interregionalen Handelswegen. Iran war seit Jahrtausenden ein wichtiger, im Südwesten gelegener Teil der sogenannten „Seidenstraße“, eines Kommunikationssystems, das seit dem Altertum die Gestade des Mittelmeeres mit der pazifischen Küste des Gelben Meeres verbunden hatte. Über Iran wurden vorderasiatische und mediterrane – ägyptische, griechische, römische – Handels- und Kulturgüter nach Indien und nach Zentralasien bis in das ferne China und sogar noch darüber hinaus (Korea, Japan) weitergereicht, und natürlich auch, sogar in größerem Ausmaße, in der umgekehrten Richtung. In diesem gegenseitigen Austausch profitierte die iranische Kultur seit dem Altertum gewissermaßen wie ein Sieb: Kaum irgendein kulturelles Phänomen passierte das iranische Handels- und Karawanensystem, ohne dass nicht irgendetwas davon in diesem Lande hängen geblieben wäre. Die ursprünglich aus den Gebieten des heutigen Südrusslands in das Iranische Hochland eingewanderten Hirtenvölker, Vorfahren der Perser und so mancher anderer „iranischer“ Völker, aber auch der sprachverwandten „Indoarier“, profitierten erheblich von der naturbedingten Durchgangslage ihres Standortes: Güter aus den antiken Flusskulturen – Ägypten, Mesopotamien, Indus-Kulturen – sowie aus den griechisch- anatolisch-kaukasischen Zivilisationen konnten sich die Alten Iraner aneignen. Das erste „Weltreich“ der Geschichte, das der sogenannten Achämeniden, umfasste nicht nur Iran im engeren Sinn, sondern auch Ägypten (die achämenidischen Herrscher wurden dort als die „26.

Dynastie“ registriert!) im Westen, ganz Vorderasien, Anatolien, Teile des Kaukasus und Zentralasien über den Aralsee hinaus, einschließlich des Landes, das seit der Antike als Transoxanien bekannt ist – das heutige Usbekistan und Teile Kasachstans. Die kleinasiatische Küste unterlag ihrer Botmäßigkeit, nur den Schritt über die Ägäis in das griechische Kernland haben sie nicht geschafft. Während für die Griechen der Abwehrkampf gegen die Perser ein zentrales und traumatisierendes Thema werden sollte, konnte man auf der persischen Seite mit diesem Umstand relativ leicht und unbesorgt leben. Erst Alexander dem Großen ist die Eroberung und Zerstörung der einst glanzvollen Residenz „Persepolis“ gelungen – ihre beeindruckenden Ruinen haben bis heute die Zeit überdauert.

Alexander hatte zwar Persepolis zerstört und den Achämeniden ein Ende bereitet, nicht jedoch der persischen Weltreichskultur: Der makedonische Eroberer mutierte selbst zu einem Großkönig in persischem Stil und übernahm weithin kulturelle Formen, die von diesem Reich ausgegangen waren. In der Folge sollte sich der sogenannte „Hellenismus“ weit über West- bis nach Süd- und Zentralasien ausdehnen – ein überregionales kulturelles Phänomen, das zwar die griechische Sprache als Lingua Franca von der griechischen Adriaküste und den mediterranen Kolonien der Griechen über Vorderasien, Ägypten und Iran bis nach Indien und Zentralasien verbreiten sollte, aber dafür die herkömmlichen Momente griechisch antiker Kultur weithin durch östliche und hier wiederum vor allem iranische Elemente ersetzte. Dieser Bewegung ist es zu verdanken, dass Jspäter im Römischen Kaiserreich in den Soldatenlagern der schärfste Konkurrent des sich entfaltenden Christentums ein iranischer Kult, der sogenannte „Mithraismus“, werden sollte. Hätte Kaiser Konstantin nicht – vermutlich ohne selbst Christ gewesen zu sein! – entschieden, dass der Verehrung des Kreuzes und dem Glauben an Jesus Christus das religiöse Monopol im späten Römischen Reich zugesprochen werden sollte, dann wäre es denkbar gewesen, dass das spätere Europa nicht mit Kirchen, sondern mit Mithräen überzogen worden wäre – eine Vision, die zu retrospektiven Science-Fiction-Vorstellungen Anlass geben könnte. Wir hätten demnach allesamt ein kulturelles Basis-Outfit iranischer Prägung!

Die mehrhundertjährige Konfrontation des Römischen Reiches mit seinen iranischen Widersachern (vor allem unter den sogenannten „Parthern“) sollte

aber auch vielfache Übernahmen aus antiker Tradition nach Iran bringen. Nachdem im 3. nachchristlichen Jahrhundert wieder ein „Iranisches“ Reich, das der Könige aus der Dynastie der Sasaniden, erstanden war, wurden in diesem über vierhundert Jahre hinweg westliche und östliche Kulturgüter amalgamiert. In der medizinischen Schule von Gondischapur verbanden sich antike und indische Traditionen der Heilkunst; Armenier und Juden traten als frühe „cultural broker“ zwischen den Kulturen Vorderasiens und des Ostens auf. Die Erhebung des sogenannten Zoroastrismus, einer prophetischen dualistischen altiranischen Religion, zur imperialen Staatslehre hatte erhebliche Folgen. Die propagierte definitive Entscheidungspflicht des Menschen für das Gute und gegen das Böse, die schon im Christentum frühzeitig ihre Spuren hinterlassen hatte, sollte als ein wesentliches Kriterium für religiöses Denken schlechthin werden: Die gleichfalls aus iranischen Wurzeln erwachsenen „Manichäer“, frühe Konkurrenten der Zoroastrier und von diesen aus Iran hinausgedrängt, brachten sich fortan immer wieder als christliche Dissidenten in Position – etwa als Albigenser und Katharer, aber auch als „Bogomilen“, die Kirche der sogenannten „Bosnischen Christen“ des Mittelalters (alle vom Papsttum nachdrücklich verfolgt), aber auch als Staatsreligion in dem zentralasiatischen Reich der sogenannten Uiguren (eines türkischen Volkes) und schließlich sogar als buddhistische Glaubens- und Ritualgemeinschaft im fernen China, wo bis heute ein „Mon“ (von „Mani“, dem Gründer der Lehre) genannter „Buddha des Lichtes“, der als „von weit entfernt aus dem Westen kommend“ gilt, verehrt wird. Immer wieder flackern seine Spuren in der Verehrung des Lichtes als Veranschaulichung des Guten, symbolisiert durch die Farbe „Weiß“, auf, sogar noch in unseren Tagen.

Die Eroberung des Reiches der Sasaniden, das zum ersten Mal in der Geschichte den Landesnamen „Iran“ getragen hatte, durch die muslimischen Araber im 7. Jahrhundert unserer Zeitrechnung hatte dem Land einen auf ersten Blick immensen kulturellen Bruch beschert. Dem politischen Zusammenbruch der Sasanidenherrschaft folgte eine Umformung von Kultur und Gesellschaft, die allerdings nicht auf einen Schlag, sondern über zwei oder drei Jahrhunderte hinweg stattfand. Es ist aber erstaunlich, wie viele Eigenheiten und Besonderheiten auf iranischem Boden – und von diesem

ausgehend, auch in vielen Nachbarterritorien – weiteren Bestand haben oder neue hybride Formen hervorbringen sollten.

Religiöses Dissidententum und Interesse an philosophischer Spekulation waren schon seit Langem in der intellektuellen Landschaft Irans verortet gewesen. Frühzeitig waren alle nur erdenklichen Spielarten des Neuplatonismus aus dem kaiserlich römischen Vorderasien in Iran auf fruchtbaren Boden gefallen und hatten dort unerwartete Früchte getragen. Für nicht wenige Menschen in Iran dürfte das Aufkommen des Islams durchaus positive Aspekte gehabt haben. Der zoroastrische Staatskult der Sasaniden hatte zwar die Liturgie und rituelle Aspekte dieser Religion sehr gefördert – der Theologie im engeren Sinne war die herrscherliche Etablierung dieser Lehre nicht unbedingt wohl bekommen. Darüber hinaus hatte der Zoroastrismus die Zementierung eines starren Kastensystems der sasanidischen Gesellschaft bewirkt. Eine religiös begründete Aufstandsbewegung hatte im 6. Jahrhundert zum Ziel gehabt, dieses Kastenwesen durch propagierte Auflösung von Familien- und Heiratsbanden zum Fall zu bringen. Einer der berühmtesten Sasanidenkönige, Khosrou Anushirvan, hatte diesen Umstand zum Anlass für eine umfassende und systematische Gesetzesreform genommen – in die spätere islamische Lehre sollte er daher namentlich als Sinnbild des Topos vom „gerechten Herrscher“ Eingang finden, einer Grundvorstellung der islamischen ethischen und juridischen Wertvorstellungen, dem im Koran die Figur des willkürlichen Herrschers „Fir‘aun“ (der ägyptische „Pharao“) entgegengestellt wird. Die muslimische Herrschaft löste die starren Grenzen gesellschaftlicher Mobilität auf – individuelle Emanzipation war unter islamischen Ordnungsbedingungen wesentlich offener und mehr Erfolg versprechend als unter dem damaligen „ancien régime“. Nicht zuletzt waren auch damit verbundene steuerliche Entlastungen ein erheblicher Ansporn zur Konversion. Umgekehrt sollten gerade in den ersten Jahrhunderten nach der arabisch-muslimischen Eroberung immer wieder von islamischen Apologeten als sektenhaft beschriebene religiöse Bewegungen die Lebenswelt der Iraner erschüttern, keineswegs nur außerislamischer Natur, sondern auch im Rahmen innerislamischer Divergenz und „Ketzerie“. Radikale Bewegungen entwickelten sich aus extremen Interpretationen der sogenannten Imamatslehre, die letztlich zur theoretischen Basis aller sogenannter „schiitischer“ Strömungen worden. Hier wirkte die

spätantike Tradition der mystischen Gnosis weiter. Zum anderen entwickelten sich auf der Grundlage von Übersetzungen griechischer philosophischer Texte Richtungen des säkularen Denkens, die in der Weiterführung der aristotelischen Philosophie und anderer antiker Traditionen gipfelten. Der schon genannte Avicenna („Ibn Sinâ“) ist wohl der bei uns bekannteste, beileibe nicht der einzige Repräsentant dieser Strömung. Im Einzugsbereich all dieser Ansätze entstanden schließlich vielerlei Traditionen der islamischen Mystik, zu der aus der Mitte der iranischen Kultur besonders starke Beiträge erbracht worden sind. An lokalen Hofhaltungen in iranischen Landen wurden nicht nur transformierte höfische Traditionen weiter gepflegt, sondern auch vor allem die Dichter und ihre Werke zu besonderer Blüte gebracht. Das Persische wurde parallel zu Arabischen Zug um Zug in einer Weise gestaltet, dass es keineswegs als ein den Muslimen fremdes semantisches Instrument verstanden wurde, sondern als eine Sprache, die zunehmend in allen Lebensbereichen dem Arabischen gleichkam. Neben dem und schließlich gegen das Arabische emanzipierte sich das Persische als Sprache der Dichtung, der religiösen Alltagspraxis, schließlich sogar der Wissenschaft und Philosophie und der Verwaltung, nicht zu vergessen als die überregionale Kommunikationssprache in Handel und Wandel in vielen Teilen Asiens. Es durchdrang die östliche islamische Welt sprachlich und nahm schließlich die Rolle einer übergreifenden, transregionalen Verkehrssprache an.

Das spielte auch angesichts einer fortdauernden Veränderung der ethnischen Verhältnisse im Vorderen Orient und in Zentralasien eine wichtige Rolle: Was wir in der europäischen Geschichte als „Völkerwanderung“ retrospektiv wahrnehmen, ist nur ein kleiner Ausschnitt von ethnischen und sozialen Bewegungen, die in Asien schon in der Zeit vor Christi Geburt in vollem Gange gewesen waren und während des Hochmittelalters und sogar darüber hinaus immer noch die Ereignisse prägten. In das entlegene Europa waren ja nur periphere Phänomene dieser Bewegung vorgedrungen, die zwar bei uns erhebliche Auswirkungen zeitigten, aber nichtsdestoweniger marginal waren. Den Migrationswellen zentralasiatischer türkischer Stämme waren schon Jahrhunderte davor in frühislamischer Zeit Maßnahmen vorangegangen, die in der Schaffung immer stärkerer militärischer Eliten an islamischen Höfen und politischen Zentren in Persien, aber auch in Bagdad am Kalifenhof selbst und

sogar im fernen Ägypten gipfelten. Nachdem es auf ostiranischem Boden bereits zur Bildung türkstämmiger Hofhaltungen gekommen war, die nichtsdestoweniger auch weiterhin Zentren der Pflege der iranischen Elitenkultur waren, erfolgte im 11. Jahrhundert eine umfassende Migrationsbewegung türkischer nomadischer Stämme aus Zentralasien durch Iran und schließlich sogar nach Anatolien. Es war dies die historisch bedeutsame Periode des sogenannten Seldschuken-Reiches, in dem es zu einer Symbiose türkischer tribaler Militärkultur und iranisch geprägter Verwaltungs- und Hofkultur kommen sollte. Der sukzessiven „Iranisierung“ türkischer Individuen und Gruppen unter Bedingungen der Sesshaftigkeit und der Urbanisierung sollte langfristig auch das Einsickern türkischer sprachlicher Elemente in die Menschen solcher Lebensformen mit sich bringen. Aber noch für Jahrhunderte blieb das Persische auch für diese Menschen die hauptsächlichliche allgemeine Kommunikationssprache.

Die Periode des sogenannten „Mongolensturms“ wird üblicherweise für alle sesshaften Zivilisationen Eurasiens rückblickend als eine kulturelle Katastrophe beschrieben. In nicht wenigen Ländern wird dieser Katastrophe sogar die historische Schuld für das Zurückbleiben ganzer Völker und Länder zugeschrieben – die allgemein verbreitete, nationalgeschichtliche Selbstschau Russlands ist ein paradigmatisches Beispiel dafür. Allerdings sind in diesem Zusammenhang auch andere Langzeitwirkungen festzustellen, die keineswegs so eindeutig als negativ zu beschreiben sind.

Nach der Auflösung des Kalifats im Jahr 1256 etablierte sich auf iranischem Boden unter einem Enkel Tschinggis Chans eine mongolische Dynastie, der immerhin der Umstand zu verdanken ist, dass das von ihnen beherrschte Territorium nach mehr als sechs Jahrhunderten wieder den Namen „Iran“ trug – und zwar bis heute! Auch die Währung wurde damals nach chinesischem Vorbild reformiert und „währt“ immer noch an. Überhaupt zeichnen sich die Jahrhunderte während und nach der Mongolenherrschaft durch enge kulturelle Kontakte zwischen Iran und China aus, die, oft ohne besonderes Bewusstsein der Betroffenen, bis heute wirksam sind. Das territoriale Erscheinungsbild wurde unter ständiger Berufung auf das mongolische „Modell“ im 16. Jahrhundert endgültig fixiert, eben zu jener Zeit, als sich in Iran die zwölferschiitische Variante des Islams endgültig durchsetzte. In der Neuzeit

zählte Iran zu den ganz wenigen Ländern Asiens und Afrikas, die niemals direkter Kolonialherrschaft ausgesetzt waren. Das waren: das Osmanische Reich, Afghanistan, Siam, China und Japan sowie Äthiopien (wenn man von dem vergeblichen Versuch Italiens absieht, dort eine italienische Kolonie zu errichten – und eben Iran. Auch das trug zu der Erscheinung Irans als ein „Sonderfall“ im Kreise seiner Nachbarländer bei, insbesondere nach dem Ersten Weltkrieg, als Iran und Afghanistan die einzigen Länder des Vorderen Orients waren, die durch den Krieg keinen Quadratmeter ihres Staatsgebiets verloren hatten.

Sicherlich war Iran in dem Zeitalter des „Great Game“ in die machtpolitischen Strategien der beiden großen Mächte Russland und Großbritannien geraten; die mehr oder weniger erfolgreiche Abwehr der Intentionen dieser europäischen Mächte hatte von Anbeginn stets zwei Seiten: Zum Einen erfolgte diese Abwehr aus der Perspektive konservativer, traditionserhaltender Verhaltensweisen, zum Anderen barg sie auch stets freiheitsorientierte, emanzipatorische, aufklärerische und modernistische Elemente in sich. Einer der erfolgreichsten Aktionen gegen die Absichten der Engländer, immensen Einfluss auf das iranische Wirtschaftsleben zu erringen, erfolgte im späten 19. Jahrhundert unter der Ägide traditionalistischer Theologen und Mullahs, während eine Generation später, im Jahr 1906, eine autochthone Verfassungsrevolution dem Land nicht nur eine konstitutionelle Monarchie mit einer Verfassung nach belgischem Muster brachte, sondern auch die Grundbegriffe aufgeklärter Modernität und der parlamentarischen Demokratie. Letztere hatte nur einen Mangel: Mit einer großen Ausnahme konnte sie machtpolitisch im Lande nicht durchgesetzt werden. Diese Ausnahme waren die Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg, als eine frei gewählte Regierung unter dem legendären säkularistischen Ministerpräsidenten Mosaddeq die Verstaatlichung der bis dahin britisch dominierten „Anglo-Iranian Oil Company“ durchzusetzen versuchte. Dieser große Augenblick der Freiheit in Iran wurde durch einen auswärtigen Eingriff abgewürgt: Angesichts der weltweiten Konstellationen im Kalten Krieg befürchteten die USA ein Zusammengehen Mosaddeqs mit der UdSSR, und um einem solchen Geschehen vorzubeugen, wurde Mosaddeq durch einen durch die CIA organisierten Putsch abgesetzt. Die Vorbereitungen einer Republikgründung

abgebrochen, und der bereits nach Rom geflohene Schah kehrte unter amerikanischem Schutz wieder ins Land zurück. Zweieinhalb Jahrzehnte später sollte es dann doch noch zur Abschaffung der Monarchie kommen, allerdings war die Islamische Revolution von 1978/79 kein säkulares Projekt mehr – wieder einmal vermischte sich globale Modernität mit alten Traditionen der politischen Korrektur durch religiöse Kräfte. Daher ist auch heute Iran durch auffällige Widersprüche geprägt: Einerseits trägt die gegenwärtige iranische Gesellschaft insbesondere in dem die Mehrheit aller Bewohner einschließenden urbanen Milieu auffällige Zeichen ausgeprägter Zivilgesellschaftlichkeit, in der die aufgeklärten und demokratischen Traditionen der Iraner von 1906 und 1953 ihre Fortsetzung gefunden haben. Zum Anderen liegt die politische Macht in den Händen von Repräsentanten einer Tradition, die sich deutlich gegen diese globale, durchaus westlich anmutende Zivilgesellschaft stemmt. Aber auch diese vereinfachte Gegenüberstellung trifft nicht den Kern der Sache: Es gibt in Iran seit 1906 eine ungebrochene Tradition zum Teil vielleicht auch nur vager demokratischer Vorstellungen und sozialer Solidarität, die auf vielfältige Art und Weise selbst in äußerst konservative Hirne und Herzen hinein gesickert ist und dort ihre Spuren hinterlassen hat. Selbst extrem einander entgegen gesetzte Vorstellungen und Programme sind in diesem Sinn keineswegs inkompatibel. Der Islamwissenschaftler Thomas Bauer von der Universität Münster hat in einem unlängst erschienenen Buch den islamisch geprägten Zivilisationen eine Tradition der „Ambiguität“, der „Mehrwertigkeit“ zugesprochen, die nach seiner Auffassung erst durch den Prozess einer sich am westlichen Vorbild orientierenden Modernität zusammen gebrochen sei. Vertreter des heutigen islamischen Fundamentalismus müssten in diesem Sinn als Produkte einer Moderne zu verstehen sein.

Wo stehen wir aber in Persien, wenn wir heutzutage etwa in der Hochburg der iranischen Klerikalität, in Qom (manche nennen diese Stadt den „persischen Vatikan“!), auf beturbante junge Theologiestudenten treffen, die mit dem Besucher von auswärts unbedingt über den Prozess der europäischen Aufklärung diskutieren und über Kant, Hegel, Wittgenstein und Habermas reden wollen und sich zwischendurch im gleichen Diskurs auf Aussprüche des einstigen Revolutionsführers Chomeini berufen? Welche Debatte wollen wir

mit frommen und insbesondere in Persien folgerichtig kopfverhüllten, gläubigen Musliminnen führen, deren Anliegen die Erarbeitung von Konzepten eines „islamischen Feminismus“ ist? Wie reagieren wir, wenn wir im Handumdrehen mit einer Fülle vor allen jüngerer Leute in Kontakt treten, die sich für irgendwelche Aspekte des religiösen Lebens überhaupt nicht interessieren, und wenn wir erfahren, dass heute – nach dem Englischen, Arabischen und Chinesischen – das Persische eine der am meisten im Internet gebrauchten Sprachen ist?

Ehe wir vor solchen Situationen in allgemeine Ratlosigkeit verfallen, ist zu bedenken, dass es in der persischen Literatur, vor allem in der Dichtung, ein mehr als tausendjähriges Bündel mystischer Elemente gibt, die zur Ausformung einer vielfältigen und schier unerschöpflichen, reichen Metaphorik geführt hat. Dieser bildersprachliche Reichtum kennzeichnet die persische Dichtung insgesamt, forciert durch Alles und Jedes eine bestimmte Stimmung oder eine bestimmte Aussage forciert, vermittelt aber gleichzeitig das jeweilige Gegenteil. Schließlich haben die ZuhörerInnen keine Ahnung mehr, wovon in einem Gedicht oder in einer Erzählung, einer Anekdote eigentlich wirklich die Rede war – oder ist. Jede Aussage kann immer auch etwas ganz Anderes, also innerhalb des jeweiligen Systems das Gegenteil, aber darüber hinaus unter Umständen etwas ganz daneben und außen Liegendes bezeichnen! Für engherzige, eindimensionale und womöglich politisch korrekte „surface-understander“ ist das vielleicht nicht das Richtige – Sprachspieler jeglicher Art werden nicht umhin kommen, sich in diese Art von Dichtung zu verlieben, wie es ja schon vor zwei Jahrzehnten Goethe gegangen ist, als ihm durch – des Österreichers – Hammer-Purgstalls Übersetzungen die Verse des persischen Dichters Hâfez nahe gebracht worden sind. Deshalb sollte man bei der Lektüre moderner, persischer Gegenwartsdichtung auch immer den Kanon der klassischen poetischen Metaphorik mitdenken, obwohl derartige Gedichte äußerlich einen unglaublich und kompromisslos modernen Eindruck hinterlassen mögen.

„Alles, was ich je gelernt und erfahren habe, habe ich nicht in der Moschee oder in der Madrasse (der „Koranschule“) mitbekommen, sondern in der Weinschänke“ – ist ein Gedicht solchen Inhalts Blasphemie? Mag sein, jedenfalls stammen diese Zeilen aus der Feder von dem einstigen

Revolutionsführer Chomeini, der schon viele Jahre vor der Revolution bei seinen theologischen Studenten vor allem wegen seiner mystischen Explikationen beliebt gewesen war.

Tausend Jahre früher hat der berühmte Dichter, Mathematiker und Astronom Omar Chayyâm einen Vierzeiler gedichtet, in dem es sinngemäß heißt: „Ich trinke Wein, und allen, die so sind wie ich, ist Wein zu trinken angenehm. So jemand würde (wie ich selbst) mein Wein-Trinken als ein [göttliches] Recht aus aller Ewigkeit ansehen, und tränke ich nicht, wäre für mich sogar das Wissen über Gott nichts Anderes als bare Unwissenheit“ (*Man mey khoram o har ke cho man ahl bovad / mey khordan-e man be-nazd-e u sahl bovad / mey khordan-e man haqq az azal midânest / gar mey nakhordam 'elm-e khodâ jahl bovad*).

Das soll erst einmal einer sagen in einem Milieu, in dem angeblich ständig ethische und juristische Diskurse über die Begriffe „richtig“ oder „falsch“, „empfohlen“ oder „abzuraten“ – oder auch „belanglos“ – geführt werden!

Ein theologisch hochgebildeter Gelehrter hat mir ganz ohne satirisches Grinsen, allenfalls mit mildem Augenzwinkern, diesen Vers einmal vorgetragen.

In einem ganz anderen Gedicht erkennt ein Adler, der vom Pfeil eines Jägers tödlich getroffen wird, dass an eben diesem Pfeil eine Adlerfeder befestigt ist: Sterbend seufzt er „Was uns umbringt, stammt von uns selbst!“

Soviel zur Vielseitigkeit, Mehrdeutigkeit und Metaphorik persischen Dichtens und Redens. Freunden österreichischer Literatur sollte das nicht ganz fremd sein: Der Triestiner Germanist Claudio Magris hat vor vielen Jahren seine Studie über den „Habsburgischen Mythos in der österreichischen Literatur“ mit den Worten abgeschlossen „Der Adler trägt noch immer zwei Köpfe“. Vielleicht war's auch kritisch gemeint, aber der Satz ist wunderschön, und enthält auch eine Liebeserklärung.

In der persischen Literatur ist der Vogel nicht unbedingt ein Adler, trägt aber oft noch sehr viel mehr als zwei Köpfe, in einem klassischen mystischen Epos sind es sogar dreißig!

Damit erkennen wir aber auch ein weiteres Mal, dass der „Kontinent Persien“ keineswegs auf die Grenzen des Landes Iran beschränkt ist, vor dreitausend Jahren nicht und auch heute nicht. Er hat uns in unserer Heimat nicht nur durch literarische Parallelen innerlich erreicht, er ist hier ganz real und physisch präsent: Denken Sie allein an die Segmente Medizin, Musik, Technik und Film, Unterhaltung und Mode nicht zu vergessen, und Sie werden überall in Österreich auf persische Namen stoßen, deren Träger eines wirklich nicht brauchen: nämlich, dass ihnen irgendein einheimischer Naseweis den Begriff „Integration“ vorhält. Wir partizipieren inzwischen allesamt mitten in unserer Gesellschaft von dem in stetem Wachstum befindlichen, deutlich sichtbaren iranischen Anteil an unserer eigenen, sich globalisierenden Kultur, und wir sollten uns darüber ungeteilt freuen, Menschen als moderne Österreicherinnen und Österreicher unter uns und vor allem mit uns zu haben, die uns die vielhundertjährige Eigenart, das schillernde Anderssein einer großartigen Weltkultur dadurch nahebringen können, dass wir sie gern und offen in unsere Gemeinschaft einschließen.

Das „Festival 4020 – Spiegel Persien“, in dessen Rahmen ich zu Ihnen sprechen durfte, wird in den nächsten Tagen auch von diesem Thema handeln!